

# J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 23



An der Straße

Th. Steinlen



## DAS WAREN NÄCHTE

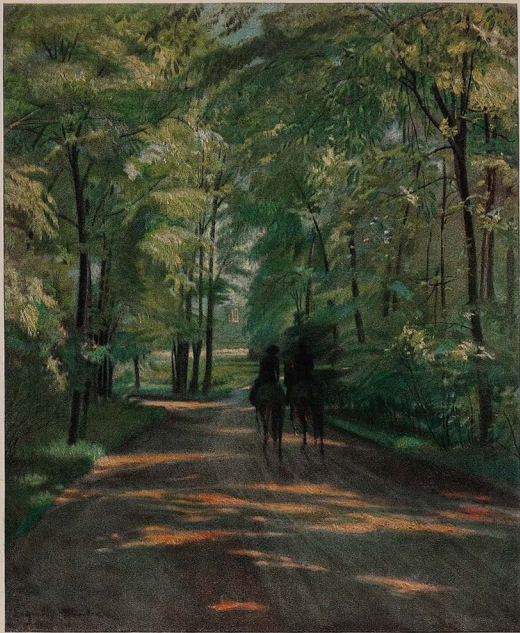
Das waren Nächte, die ein Gott gesendet,  
der Menschheit seine Wunder kundzutun.  
Eah einer je die Schöpfung so verschwendet,  
wie wenn die taggewohnten Stätten ruh'n?

Wenn stiller Himmelsglanz auf Fluss und Fluren  
und hell erglüh'ten Walddedäuser liegt  
und in des Sämanns späten Altersjahren  
ein Traum die Saat zu früher Reife wiegt?

Wenn über Busch und Hag und Bergeshänge  
voll Lichtleinoden das Himmelszelt  
sich aufwärts wölbt und alle Erdenenge  
ins Ungeahnte Ehsucht heißend schwellt  
und fernher wie edler Harfen Klänge  
es klingend ruft aus einer andern Welt?

E. Th. Rohnert





Morgenritt im Englischen Garten

Paul Segieth

### Björnstjern Bjørnsen

Der große Norweger weilte einige Wochen in Meiningen, weil am dortigen Theater eines seiner Dramen zur Erstaufführung kommen sollte. Herzog Georg von Meiningen war bekanntlich ein leidenschaftlicher Liebhaber all dessen, was mit der Welt des Scheines im Zusammenhang stand. Es fand keine Generalprobe statt, an welcher er nicht teilnahm. Mit Bjørnsen hatte er eines Tages eine empfindliche Meinungsgees-

chiedenheit. Der Dichter lehnte es nämlich ab, den seiner Meinung nach in Theaterdingen nicht kompetenten Regisseur als Catherständigen anzusprechen. Keiner von beiden wollte nachgeben und schließlich wurde der Herzog so wütend und heftete so demonstrativ den Herrscher heraus, daß er dem Dichter befahl, binnen vierundzwanzig Stunden das Herzogtum zu verlassen. Lächelnd nahm der Dichter davon Kenntnis und sagte: „Ich brauche keine vierundzwanzig Stunden dazu, eine halbe genügt mir, denn ich fahre Rad.“

# Lied im Regen

Von Heinz Russli

*Wenn aus dunklem Wolkenmund  
Regen fällt, dich zu ertränken,  
Sollst du dich nicht lang bedenken  
Und der Welt ein Lächeln schenken  
Aus dem tiefsten Grund.*

*Wenn der Regen aufgewacht,  
Halt ein Licht in deinen Händen:  
Leuchtend sollst du dich verschwenden,  
Nimmer wird das Rauschen enden  
In der langen Nacht.*

*Regen strömt aus vollem Krug,  
Schwemmt dich fort wie Gottes Wein:  
In der Hand den Silberschein  
Trinkst du selig, nachtsallein,  
Unter Wolkenflug.*

## „LUXUS“

VON A. M. MILLER

Das kleine schwebische Städtchen, in dem ich aufgewachsen bin, bildete einen fröhlichen und abenteuerlichen Rahmen für wilde Knaben-spiele. Wir Nachbarskinder fanden uns denn auch zu einer verschworenen Gemeinschaft zusammen und eine unserer Vereinbarungen lautete, daß man sich am Abend nach der Mahlzeit so schnell als möglich unter dem breiten Tor der Posthalterei zusammenzurotten hätte, um auf Laten auszugehen. Niemals hatten die Eltern beim Abendessen zu drängen, die Teller leerten sich mit stummstiller Schnelle, dann zog man sich sanft und leise zur Tür hinaus, als wäre man nur ein Häuflein Rauch, dann schob man aus der Haustüre und raste die Häuserzeile hinaus.

Auch die Mädchen bildeten in ihrer Weise einen Verein, und zwar waren sie nicht wie wir in einzelnen kleinen Gondellierenbanden aufgeteilt, sondern fast die ganze ältere Schuljugend fand sich an schönen Sommerabenden auf dem Marktplatz ein, um neben dem viersach stromenden Brücken sitzen und zerisch ihre großangelegten Reigen-spiele auszuführen, in denen ganze Balladen vorkamen und der böse Kuppel das arme Marielied mitten in einen Kreis weinender Mädchen ersah. Uns kam ein weiblicher Kuppel mit Pöppeln und Haarschleifen, der seine Mörderhand mit der zimperlächelnden Gebärde der Welt erhob, so lächerlich und verächtlich vor, daß wir beschloßen, durch einen Hebenemannfall dieser Heckerlei ein Ende zu bereiten.

So brachen wir denn aus einer engen Gasse mit weißen Backsteinmauern hervor, Fahnen, Knäppel, Schwärter, Bohnenstangen und graubunte Vogelgeschwehen schwingend, und verließ-

ten unsere Eindrücke nicht. Denn die zartere Welt schrie alsobald gellend auf, der Reigen brach auseinander und alles stob mit fliegenden Pöppeln auseinander, Mädchen wie unsere späteren Liebsten, Bräute und Gattinnen dergestalt in die Winde gestreut hatten, gegen wie trümpfend um den Marktplatz, bis wie unter dem Tor des Rathhauses den braven Polizeidiener Etoppel erscheinen sahen, bei dessen imponierendem Auftreten wir anderen Sinnes wurden. Denn plötzlich, als gelte es einen noch unbefestigten Feindeshaufen zu erledigen, senkten wir die Wehren und stürmten durch eine Seiten-gasse von dem Schauplatz unseres Sieges ab.

Alldam ward in einem gefährlichen Winkel der hinteren Stadtteile die Ausübung des beliebten Spieles „Luxus“ beschloßen. Luxus, auf Deutsch „der Lug“, war ein wahres Zügel- und Piraten-spiel. Einer aus unserem Kreise ward durch Abwählen als Lug bezeichnet und es ward ihm eine Spanne Zeit gegeben, um sich zu entfernen. Alle anderen sollten ihn auf seiner Fährte verfolgen, bis sie seiner habhaft würden, er selber aber war verpflichtet, alle hundert Schritte seine Bahn durch einen Pfeil zu bezeichnen, den er mit weißer Kreide auf dem Pflaster, auf dem Kandstein, an einer Mauer, einem Schuppen, einer Häuserwand anbrachte. Es war erlaubt, die Pfeile in verbotener Richtung anzuzeigen, um die Verfolger irre zu führen, und auch sonst war dem Erfindungs-gestrichelten manchen Tor geöffnet, manche Finte zur Verwirrung der suchenden Rette ließ sich erfinden.

Der Weg des Luxus führte in die dunkelsten, geheimnisvollsten Gebiete unserer Stadt, gleichsam in die Katafomben, d. h. in die hinteren

Wölbungen von Bierkellern und durch halb-runde Fenster wieder ans Licht hinaus, in alte Stadtmauerflüme, über die Reste des Wehr-ganges hinweg, der nur mehr mit verrosteten Brettern bedeckt war, manchmal auch über eine Felsrinne in die geheimnisvollen, schattigen Gärten des ehemaligen Stadtgrabens, besonders aber in die engen, feuchten Häßlein hinein, die in der Hauptstraße ein Haus vom anderen schieden, durch die sonst nur die Katzen schloffen und in die sich die Traufen der Dach-schiffen ergossen. Hier moderte und schämte alles, man trat über die Trümmer herabge-stürzter Dachplatten und kam nach kurzem, schauerndem Laufe in Hinterhöfe und Hinter-gärten, von deren Däsefen man nie geruht. — Dann stieg man wohl über Kisten und Lotten, sah sich von Holzaltanen überdacht und beschattet, von Gerümpel umgeben, stieß auf alte Weiber, die ihre Blumen mit sütternden Händen begossen, auf Mägde, welche die Wäsche vom Esle nahmen, auf Ställe mit Hufen oder Eide-hörchen oder das Gurren von Säuen drang einen entgegen. Jeweils geriet man auch in ein grünes Gäßchen, von Lauben überspannen, wo eine erlauchte Kaffeegesellschaft verjammelt ward und mit den Tassen klingelte oder wo ein einjämiger Alter an der Heerde seiner Familie trübelte, oder man kam in den Stapelraum eines Kaufmannes und traf die Ehegatten an, wie sie Kisten erbadeten und allerlei blinkende Gegenstände aus weißer Holzwolle lösten. Oft-mal aber fand man sich allein und spähte, wie man über Mauerthürn, Spalier oder durch Hinterpfortchen in womöglich noch abent-ener Gebiete entweichen könne.

Tiefst man auf Menschen, so ging es einem



Zigeunerkarren

Leo v. Welden

selten gut und man erlebte alle Arten der Enttäuschung und Verschwendungstechnik vom magisch erlauteten brennenden Blat bis zum lauten Beschrei und Gepolter. Meistens aber verdaute das plötzliche Auftreten des verdrähteten Eindringlings den Besizer ebenso wie den Eingedrungenen, und ehe der erstere sich recht befaß, war man schon bei irgend einem Vorhaben. Allmählich machte einen die Erfahrung genau mit der Gefäßlichkeit oder Harmlosigkeit der jeweiligen Lokalität bekannt, es gab Winkel, in denen sich jeder herumtrieb, andere, in die sich nur die beherzten wagten, und einige, wo Schreden und Graus den Bewegten erwarteten. Unter diesen war der gefürchtete das kleine musterreife Höfchen der alten Kiezlerin, welche darinnen unter grauen Altanvoel auf allen Seiten wohl an die fünfzig Vogelkäfige aufgebaut hatte, welche von Efeu und wunderbaren Schlingpflanzen eingerahmt waren und in denen fremdartig schöne Vögel ihre Wesen trieben und seltsame Töne vernehmen ließen. Von einer Seite blickte in dies Höfchen ein Flügel des Hospitals herein. Alte Männer und Frauengeister sahen da aus dunklen Fenstern mit stumpfen, taugigen oder geisterrast verfürzten Augen herab und die gebückten Gestalten trieben sonderbare Dinge in ihren finsternen Gelassen. Zuweilen redeten sie mit hohlen und zerfallenen Stimmen, husteten, jangen, oder brühten still vor sich hin. Wenn nun die Vögel in ihren Käfigen sprangen, flatterten und lärmten, die garten roza Behrer der Wundenblüten rings um die Vogelgeleise schimmerten und durch die Einsamkeit des kleinen Raumes das Gurren, Zippen und Schlagen der Gefangenen hier sich mit dem irden Schwoagen und Geräusch dort vermengte, so entstand ein unbeschreiblich eigenartliches, fast gruseliges Wesen, das mich magisch angezogen hatte, als ich einmal mit meiner Mutter dorthin kam. Bei meinen Kameraden war dieses Höfchen wie die Höhle

des Bösen verschoben, es hieß, die alte Kiezlerin raffe einen im Horn Ohren und Haare aus, wenn sie einen erwische, und werfe nach einem mit allen, was sie in den Händen habe oder ihr zunächst erreichbar sei. Demgemäß hatte sich seit Jahren kein Luzus mehr zu ihr gewagt.

Ich besaß bei meinen Kameraden nicht das höchste Ansehen, weil ich es manchmal an Beweglichkeit fehlen ließ, und ich sehnte mich längst danach, den Eindring eines zarten Mutterhöfchens, den sie von mir hatten, durch eine kolossale Tat zu vernichten. Deshalb beschloß ich, wenn mich wieder das Glück zum Luzus machte, unter Verachtung jeglicher Gefahr in das gefürchtete Höfchen einzudringen. Ich zeichnete danach meine Pfeile ohne viel Winkelzüge groß und deutlich auf dem Pflaster an, ließ sie durch mehrere Gassen schweifen und dann mit scharflicher Geradlinigkeit auf das Höfchen zuschießen, durch das man zu der alten Kiezlerin gelangte. Mit klopfenden Herzen kroch ich hinein und schlich den halben Weg entlang bis zu einer finsternen Nische, in der ich mich verbergen konnte um zu lauschen. Es dauerte nicht lange, so war der Leosy meiner Verfolger heran und stand am Eingang des Höfchens. Ich hörte deutlich ihre Stimmen herein. Es wurde großer Rat gehalten. Einige hielten es nicht für möglich, daß ich in den Grund des Verderbens gegangen sei und hielten meine Pfeile für leere Praelei, andere erklärten, ich werde wohl wissen, daß mich ein so frecher Betrug für immer aus der Runde der Zugewitter ausschleife und mich hüten, endlich ward die Bedenklichkeit der Sache mit schauerlichen Worten erwoogen und dann das Los geworfen, wer mich zu verfolgen hätte. Es traf den Otto Nagel, einen verwegenen Privat, der sich in die Hände spuckte und sich alsobald anschießte, mit verzweifelter Mute in das finstere Höflein zu schießen. Kaum daß ich das gemahrt, so fuhr auch ich aus meinem Versteck hervor und die zweite Hälfte des Höf-

leins hindurch, ganz von dem schauerlichen Gefühl beissen, den Verfolger dicht im Genick zu haben. Nun keuchte ich an den Ausgang heran, ein paar leere Holzbebe, die ihn versperrten, flogen zur Seite, ein Sprung — und ich stand zwischen den Vögeln dicht vor der fürdsterlichen Alten da. Wir waren beide starr. Ein paar Herzschläge lang stürzten wir einander an, dann wies ich unwillkürlich zurück und stürzte in selben Augenblicke in die Tiefe. Die Alte war toben daran, den Kanal zu reinigen und hatte den schweren, eisernen Rechen ausgehoben, der den Schaft gegen die Tiefe zu abschloß, ich war in die offene Mündung getreten und versank nun mit der phantastischen Schnelligkeit des Traumes. Noch sah ich die vor Entsetzen aufgehobenen Arme der Alten, ihren offenen Mund und ihre weitansgerissenen Augen, dann war mir, ich schwebte einen Augenblick in einem leichten, grauen Schleier, dann schlug ich in Wasser auf und hatte Grund. Und mit unerbittlicher Anstrengung, als hätte ein fremder Geist und Wille von mir Besitz ergriffen, senkte ich meine Fingernägel in die Fugen des gemauerten Kanalschlechtes und kramm von Fuge zu Fuge empor. Es ist mir heute noch unbeschreiblich, wie ich dies vermochte. Aber Griff um Griff geschob mit unheimlicher Sicherheit, nicht einmal glitt ich aus, bis ich den Rand des Schachtes erreichte, mich hinausschwang und dann vor Erschöpfung zusammenbrach. Was weiter war, weiß ich nur aus der Erzählung anderer. Die Alte hatte sich endlich gefaßt, mich ausgehoben, gereinigt, hineingelegt und auf ihre Sofa gelegt. Dann war sie zu meiner Mutter gelangt, die mich aber, als sie mich voller Entsetzen im Wägelchen abfahren wollte, bereits wieder bei Bauussein und mit den Vögeln im Gespäche fand. Otto Nagel, mein Verfolger, hatte vom Ausgang des Höfchens aus mit gestäubten Haaren den Bergang mit angesehen, dann war er voll Grausen auf demselben Wege zu meinen Gefossen zurückgekehrt.

Zeit jenen Vorfall ward ich von meinen Kameraden nicht nur wie ein Held, sondern wie ein besonders geheimnisvolles Wesen betrachtet und genoß der größten Achtung und des größten Ansehens.

## Frühlingsnacht

Von dem nimmermüden Docht getränkt  
leuchtet meine Lampe Stund um Stunden,  
da mein Aug, in Hest und Buch gesenkt,  
durch die Zeilengassen sich gewunden.

Unterdessen streicht der Blütenbaum  
meines Hauses alle, rauhe Wangen.  
Und von jenseits übern Hügelraum  
ist die Himmelsbläue aufgegangen.

Aus der Tiefe hör ich laut und toll  
Frösche ihre Hochzeitslieder singen.  
Eine Nacht, an Zeugung übertoll,  
und an dunkel heiligen Lebensdingen.

## DER WEG

Es war der Sommer gekommen. Nicht über Nacht wie man gerne erzählt. Auch nicht über raschend, lange hat er auf sich warten lassen und nun, da er da ist, enttäuscht er. Die Blüten an den Bäumen sind weg. Die Wiesen stehen wohl voller Blumen, aber standen die nicht schon gelb und vorgelesen auch da, nur, es war zu kalt, kein Mensch hatte sie bemerkt!

Der Weg war trocken. Wand sich ohne jede Anstrengung den Hügel hinauf . . . blieb ein Stück auf der Höhe . . . um dann im gleichen Zeitmaß wieder heruntersteigen, dem Bache zu, der gurgelnd und wogend durch die ihn fast verdeckenden Liser hüpfte . . . Eine Brücke, vor tausend Jahren gebaut, nieder und fest, überdug ihn und machte eigentlich erst aus diesem dahinsinkulierenden Band einen Bach . . .

Es war Sommer. Kein Mensch war und bereit. Zum Ernten war es zu früh, zum Säen zu spät. Auch die Weiden waren schon geschnitten und die Wägenblätter noch nicht düstig genug, um gepflückt zu werden.

Wären nicht die Vögel gewesen, die jetzt, nach der Brut, schon wieder jangen, wachselich, die Kuhse wäre eine zu görtliche, und der Hase, der jetzt über den Hang lief, verhoffte, um dann wieder den gleichen Weg, den er kam, zurück zu machen, hätte recht wenig dazu beigetragen, einen Laut in die Einsamkeit zu bringen.

Der Wind . . . ? Nein, er war nicht da, hatte er wo anders zu tun, war er schon müde . . . oder kümmerte er sich gerade um dieses Tal wenig . . . ? Ich weiß es nicht, ich kann nur sagen, daß er eben nicht da war!

Die Sonne schien, es war um die Zeit des Mittagglühens, doch sie warf keine Schatten.

Da biegt um die Ecke ein rotschwarzes Etwas . . . fliegt zwischen den Gräsern . . . der weiche Weg gibt bei jedem Schritt nach, fliegt daher wie ein Weckel . . . wie ein Etocch . . . hebt die Füße bedächtig, so, als ob rundum Lau läge, als ob es bei jedem Schritt achten müßte, Eier, die nach seinem Gebaren überall liegen müßten, zu zutreten.

In der Sonne blüht der rote Kock. In der Sonne düstert der schwarze Spenger, das fast bis zum Boden fallende Kopfsch. Der Kock, es ist bloß der Unteroed, der Deroed ist forsam hochgeschlagen, ist über und über mit Samen und Schmelzen besetzt . . . jagat zwischen den Schmelzen, in den Schmelzen, stecken Kräuters- und Blumenblätter . . .

Beim Ori in Marching vor Laufe. Die Graunzerin ist da Gväterin . . . sie und 's Horawei' sind Schwesfiterkinder obendrein. Und da war sie heut. Und von da kommt sie jetzt. Bei so einem Wetter und noch um Mittag . . . wenns nicht so notwendig wär, sie hätt g'wart bis auf d' Nacht, wär nicht jetzt schon hein.

Beim Graunzer z' Barchen ist nicht alles so wie es sein soll.

Der Graunzer trinkt! Und das weiß jeder, wenn einer sauft, wo man da hinkommt . . . und Graunzerin kann's kaum ertragen! Beim Kranzbaur in Mitteldorf ist sie zuhaus, hat aus dem Hof raus in's Graunzerstah neigheit, hat fünf Kinder auf d' Welt bracht . . . und er . . . der Graunzer . . . er sauft!

Bräucht's dies?

Ein hätt' andere auch g'kriegt, dies weiß jedes, aber nein, nein, der Graunzerling hat's sein müssen . . .

Die Graunzerin geht . . . hebt die Füß wie der Vogel im Wech . . . wie schön wär's, wenn er gut tüt . . . wie schön hätten sie's, wenn er dies nicht an sich hätt . . . wenn er nur einmal eine Woche dahsein blieb? Aber nein! Sie hat's im Guten probiert . . . sie hat's im Schlechten probiert . . . nein, it löst er . . . und d' Leut . . . d' Leut . . . dies ist fast noch üger, wie seine Sauerei.

Hat nicht d' Oberschupferin vorige Woch' dabesred't, 'wenn der deine it dort g'wesen wär', sie hat beim Kachbretwirt gemeint, 'wenn der deine it dort g'wesen wär, nachher wär der meine zur Zeit hein und it in d' Winddach neig'falln, und it vertrunken . . .' Dies muß sie sich sagen lassen. Und heut bei der Lauf . . .

gut, daß sie gleich wieder gangen isch, ihr eigenes Schwesfiterkind bats sie hingierien . . . 'Mir haba glaubt, daß gar it kinnst . . . weil ma . . . weil ma halt vor ihn jo allerhand hört . . . und mit in Derschupfer, da soll er ja auch d' Hand dabei g'habt haben . . .!' Graunzerin bat ihr gar keine Notiz g'schenkt, was soll sie denn auch sagen, sie kann doch über ihren eigenen Mann nicht schimpfen . . . und a jo . . . was will ein's da jagen . . .

Die Graunzerin geht . . . hebt die Füß auf . . . geht wie a Junge . . .

Beim Graunzer z' Barchen weißt der Lenz Klee unter'n Kaskanbaum, wie seine Mutter in Hof rein kommt. 'Damit 's d' Sonn' it dewischt, weed gei raus kena hinterm Haus . . .' 'Wo isch denn der Vater?'

Die Graunzerin hört nicht auf die Antwort ihres Bubens, verschwindet im Haus, geht in die Kammer, zieht ein anderes Gwand an, nimmt in der Küche schnell einen Biß zu sich, um dann gleich ihrem Bubens zu helfen, den Klee unter dem Baum zu werfen, vor der Sonne zu schägen!

'Ja, er isch furt, gei wie du furt warst, und d' Wirtseßl war auch da und hat g'sagt, du sollst zum Wirt neikommen, der Vater wär it gut beinander, ihm isch schlecht worden, er liegt bei ihnen im Bett . . .' Graunzerin weißt die beladene Gabel wieder zurück . . . — 'Warum jagst denn dies it gei . . .' und schon schiebt sie auf die Straß, dem Wirtshaus zu.

Der Hans, d' Ahat, Karst und der Josef kommen grad von der Schul . . . 'Mutter, wo geht denn na . . .?' 'Gang's hoam . . . i kinn gei wieder . . .'

Beim Kachbretwirt z' Barchen liegt der Graunzer im Nebenzimmer auf'm Kanapee, zudekt bis nauf.

Die Graunzerin geht in der Stubentüel nei. D' Wirtseßl sieht in der Ecken, vertell't's Neigier in Keigel . . . 'Ja, weils nur da sed's . . . ich weiß schon, war d's auf der Lauf. Ja mei, wie isch ganga, in letzter Zeit trinkt er Schnaps. Und heut, es war gei nicht

## Sommerstunde am See

Von Hans Fluss

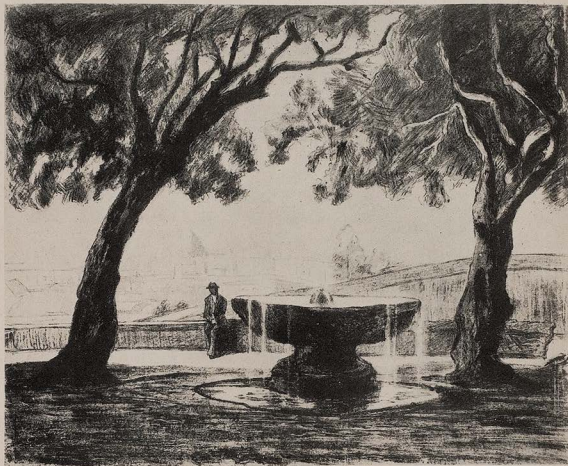
Lind haucht die kleine Brise her vom See;  
die linde Brise riecht nach Tang und Fischen.  
Ein weißer Segler neigt sich kaum nach Lee —  
Weit draußen schwimmt ein Mädchenkopf im See.  
Und Uferwellen hört man mild verzischen . . .

So lieb und leise gleitet diese Stunde  
auf meinem Sommersee vorbei. Und gut  
wird Wort und Wolken, jede stille Kunde —  
Kein Wölkchen schattet dunkel in der Runde,  
die mittagsmüd, verträumt und lächelnd ruht.



Leda

H. Ebers



Aus Spanien

Prinzessin Pilar v. Bayern

der Küche, kinnst er, trinkt ein Glas, trinkt ein zweites, a drittes . . . i merk z'erst nichts, da auf einmal, g'rad wie ich ihn's vierte einschent, laßt er sein' Kopf auf'n Tisch fallen . . . gibt nimmer an . . . Graunzer, schrei ich, Graunzer . . . kein Mueser tut er . . . Graunzer? I hol gei den Knecht rein hol den Wirt selber . . . gestern waars a bisl spät worden, der Wirt lag noch im Bett . . . und der Knecht und ich und der Wirt haben ihn nachher da auf's Kanapee nauw'legt . . . haben gleich nach'm Dokter g'schickt, aber der ist heut in d' Stadt und kommt erscht spätpät heim . . .

Die Graunzerin red't nichts, gibt keine Antwort und stellt keine Frage!

„Ja, z'erst haben wir schon g'meint, daß ihn reisß, aber nachher . . . i glaub ich, daß weiter epas sich, a bisl maredi, und mei', trinken soll er halt it soviel . . . es sich ja auch wegen am Cack . . . daß ich's it verassig . . . der Wirt laßt enk sagen, daß noch in die dreißig Mark stehen täten, wenns halt bald ging . . . weil der Graunzer g'sagt hat, dies Geld von der Eau, wenn i' verkauft wird . . .“

Die Graunzerin red't nichts, gibt keine Antwort und stellt keine Frage. 's Saugeld hat i e für'n Jns verneint g'habt, zwei Jahr ich er nimmer zahl!

Im Nebenzimmer liegt der Graunzer. Zudeckt bis nauw. Schauft hart unter der Decke . . . kennt Graunzerin gar nicht . . . schaut aus den Augen wie ein Fisch . . . hochl und frend . . .

Die Graunzerin steht darob . . . „Lenz . . . Lenz, kennst mi it . . .?“ Da konnt der Wirt. „Daß d' halt schauß, daß er heimbracht wird, do herin . . . woaßte scho, Graunzerin . . . der Knecht soll die helfen . . .“ „Ob ihn dies nig schad't, wenn er aus seiner Lag bracht wird?“ meint Graunzerin, „weil er doch it amal nich kennt . . .?“ „Ja wo . . . woaßte scho, Graunzerin, insereins darf in nig nekommen . . . und Zeit hat man nachher auch it . . .!“

Wie es finster wurde, haben's den Graunzer heimbracht. Der Wirtsknecht hat mit ihm einen Zettel vom Wirt bracht, auf dem war ganz

genau g'standen, was der Graunzer noch zum zahlen hat . . . Dreiundvierzig Mark hat alles in allem ausgemacht . . . „Sich mehr, wie d' Rest g'meint hat“, sagt der Knecht, schon im Erhen, „woaßte, Graunzerin, i bi bloß der Knecht, der Wirt hat mir halt den Zettel mitgeben, und woaßte scho . . .“ „Sich scho recht“, sagt Graunzerin . . . gibt dem Knecht a Fußgerl, „für d' Arbeit!“ „Wär scho recht . . .“, sagt der Knecht und legt dies Fußgerl auf'n Sims an Hausgang . . . „Wär scho gar recht!“

Der Graunzer ist bis in den Herbst hinein g'logen. Wie er wieder auf kommt, muß er am Stock gehen . . . So um's Haus rum, weiter geht's nicht mehr . . . ich froh, wenn er da rum kommt!

Die Graunzerin ist zufrieden. Die Kinder werden jeden Tag richtiger, er, fort kann er nimmer, wenn i hie und da a Maß Bier heimhol, braucht er den ganzen Tag, bis es aus dem Krug rausbringt . . . und schließlich hätten sie ihn mie ja auch toter bringen können . . . denkt nur an'n Oberschuster?“



# AUFBRUCH DER AMAZONEN

RUDOLF KREUZER

Die weiß am Bache lagerten zu kühler Rast,  
Die Amazonen schreckt ein schreiender Alarm.  
Sie stürzen aus dem Schilf, ein aufgestörter Schwarm.  
Und nach den Lanzen greifen sie in wilder Hast.

Der Schlachtruf tönt. Fern widerhallt die Küste.  
Des Mittags Angst äugt stumm aus dunklen Eichen.  
Die weißen Leiber schüttern an der Hengste Weiden.  
Der Sturm der Mähnen peitscht die steilen Brüste.

Sie brechen schimmernd aus der Wälder Pforten.  
Hell in die Eb'ne wogen ihre Scharen.  
Das Gold der Helme glänzt wie schmetternde Fanfaren  
Hoch überm Staub der stampfenden Kohorten.

## Der Auserwählte

*Als er den Ruf vernahm und jäh entbrannte  
wie trocknes Holz, das weiß der Blütschlag trifft,  
ging er den Weg, den niemand von uns kannte.  
Brot ward ihm Stein, Wein ward ihm Gift.  
Er schauderte vor dem, der ihn entsandte.  
Wie Blinde lernen, mit dem Fuß zu sehen,  
so ward er wissend ohne langen Dienst  
und was sich anderen verhüllt, daß sie es nicht verstehen,*

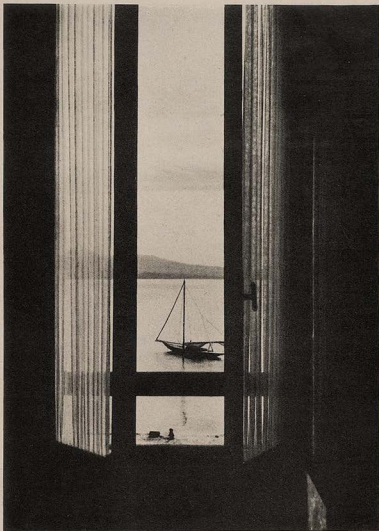
*zerriß von seinen Augen wie Gespinst,  
was niemand saßt, Gott gab es ihm zu Lehen.  
So schritt er uns voran, im Vorwärtsschreiten  
bereits verlacht, verlassen, angespie'n.  
Das Lächeln eines Narren oder Benedikten  
im Angesicht zu jenen Weiten hin,  
die silbern sind vom Eis der Einsamkeiten.*

Nikolaus Holger



Im Hafen

G. Heinsen



Das Fenster

phot. v. Riedemann

## Die Gäste sind fort

Von Wilhelm Lichtenberg

Um drei Uhr morgens empfehlen sich die Gäste im Vorzimmer, indem sie beinahe unisono jenes Ahabarber des guten Lones erzeugen, das im allgemeinen „Aufbruch“ bedeutet. Es ist immer dasselbe Geräusch, egal in welchem Milieu und von wievielen es gemacht wird. Der siebenjährige Kurti ist nur durch zwei dünne Türen vom Vorzimmer getrennt und weint jetzt, Mutti entschuldigt sich bei den Gästen und läuft ins Kinderzimmer. „Warum weinst du, Kurti?“ — Kurti heult: „Die Indianer machen solchen Lärm!“ — „Das sind keine Indianer, Kurti!“ — verweist ihn Mutti sanft. „Das sind unsere lieben Gäste.“ —

„Warum schreien Sie so?“ — „Weil sie jetzt aufbrechen!“ Kurti setzt sich in seinen Bett auf, hält die Fäustchen und stößt erbittert hervor: „Sie sollen schon gehen! Ich mag sie nicht — diese Gäste! Sie haben uns sicher unsere ganze, schöne Punschbrotte aufgegessen!“ — „Nein, Kurti! Es ist noch ein hübsches Stück für dich übrig geblieben.“ Kurti beruhigt sich etwas und fragt dann philosophisch: „Mutti, warum ladet man eigentlich Gäste ein?“ Und Mutti seufzt: „Ach Gott — das weiß kein Mensch. Aber schlaf jetzt, Kurti! Es ist spät und du mußt morgen zur Schule.“ — „Ja“, antwortet Kurti beifig, „bis diese grässlichen Indianer fort sind.“

Mutti geht aus dem Kinderzimmer und kommt gerade noch zurecht, den Gästen zu versichern, wie reizend es war, und wie sehr sie es bedauert, daß man „schon“ geht.

Das Mädchen leuchtet die Treppe hinab und die Wascheber bleiben für eine Weile allein. Er seufzt tief: „Ah! Endlich! Was sind das für Leute, die nicht das Gefühl dafür haben, daß ein arbeitender Mensch mindestens um ein Uhr morgens schon ins Bett will?“ — Sie sagt gähmend: „Unser Kurti behauptet, daß es Indianer seien!“ — „Indianer! Bei Gott! Das sind sie auch! Kurti hat einen wundervollen Vergleich geprägt!“ Und dann meint er nach einer Weile: „Du hättest nicht so bitten sollen, daß sie noch bleiben!“ — „Ach, das tut man doch nur der Form halber. Jeder Eingeladene weiß doch, daß dieses Bitten nicht ernst gemeint ist.“ — „Wie du siehst, sind sie aber trotzdem geblieben.“ — „Ja. Weil sie eben Indianer sind.“

Inzwischen ist das Mädchen zurückgekehrt. Die gnädige Frau fragt: „Na? ist's wenigstens dafürgeblieben, Käte? Was haben Sie Trinkgeld bekommen?“ Und Käte mault: „Vier Schilling.“ — „Von acht Personen?“ — „Ja.“ — „Angestrengt haben sich unsere Gäste nicht!“ meint die Gnädige. — „Doch“, antwortet Käte, „beim Essen.“ — „Beim Essen, weiß Gott!“ seufzt die Dame.

Dame, Herr, Mädchen gehen in den Salon, um die Verzustungen des Indianerüberfalles wenigstens halbwegs zu beseitigen. Plötzlich schreit die Dame auf: „Allmächtiger!“ — „Was hast du?“ fragt der Herr nervös. — „Die japanische Miniature! Frau Kreipel hat sie mitgenommen!“ — „Das wäre noch schöner!“ erseufzt sich der Mann. — „Aber nein, gnädige Frau“, sagt das Mädchen, „die japanische Miniature hängt doch an ihrem Platz.“ — „Ach ja! Die Leute haben mich so entnervt, daß ich schon Schreckbilder sehe.“ — „Warum du gerade Frau Kreipel verdächtigt?“ meint der Gatte mit leichtem Verwies. — „Wen denn sonst?“ antwortete sie überzeugt.

Nach einer Pause der Erschöpfung fragt die Dame des Hauses: „Hat Ihnen der Ingenieur ein Trinkgeld gegeben, Käte?“ — „Nein. Er hat mich geküßt. Das ist billiger“, antwortet das Mädchen.

Die Gnädige nickt. Plötzlich befiehlt sie: „Reißen Sie alle Fenster auf, Käte! Das entfehlige Parfüm der Frau Bergart verpestet uns die Wohnung!“ Und während Käte das Fenster aufreißt, fragt der Gatte: „Warum parfümierst du diese Bergart eigentlich so?“ — „Weil sie auf sex appeal macht, diese alte Ziege! Hast du nicht bemerkt, wie sie mit die betelsticht hat?“ — „Nein. Ich habe den ganzen Abend Herrn Herweith beobachtet, wie nervös er ist!“ — „Warum ist Herr Herweith nervös?“ — „Weil er ein Bankier ist.“ — „Das ist doch kein Grund.“ — „Co? Meinst du? Ahnungsliefer Engel!“

Die Gnädige kommandiert: „Käte, die übrig-gebliebenen Sandwiches werden für morgen zum Nachtmaße aufgegeben.“ Käte konfliktiert sachlich: „Es sind keine Sandwiches übrig geblieben, gnädige Frau.“ — „Ist doch nicht

möglich! Wir haben vier Platten ins Zimmer gebracht. Die können die Gäste doch nicht alle gegessen haben! — „Es ist aber doch so.“ — „Ja, kommen denn die Leute von einer Nordpolerpedition?“ — „Oh, gnädige Frau, Gäste können unheimliche Mengen vertilgen. Ich weiß das. In meiner früheren Stellung hat die Gnädige vorher immer eine sehr dicke Suppe auftragen lassen, damit die Gäste von den guten Sachen nicht zu viel essen.“ — „Eine ausgezeichnete Idee, Käte! Übermorgen haben wir wieder Gäste. Da wird eine dicke Suppe gemacht.“

Käte schreit auf: „Ein Fettsleck, gnädige Frau!“ — „Wo?“ fragt die Dame erlebend. „Da! Auf dem Damasttaumel!“ — „Eich, wer ist auf dem Damasttaumel gesessen?“ — „Herr Baumgartner.“ — „Herr Baumgartner! Hast du schon einmal gehört, Eich, daß jemand vom bloßen Eisgen einen Fettsleck hinterläßt?“ — „Nein.“ — „Wenn uns das Schicksal noch einmal so hart strafen sollte, Herrn Baumgartner einladen zu müssen, setzen wir ihn auf den Küchenboden! Haben Sie mich verstanden, Käte?“ — „Ja, gnädige Frau.“

„Käte, von der Punschtoete bekommt Kurti wegen zum Frühstück.“ — „Von der Punschtoete? Von der ist nicht ein Hauch mehr da, gnädige Frau!“ — „Ist doch nicht möglich! Ich habe doch selbst die halbe Torte noch rechtzeitig in Sicherheit gebracht!“ Der Gatte lacht: „Du tust so, als ob wir Leute ohne Arme und Beine eingeladen hätten!“ — Sie gerät außer sich: „Aber Kurti muß doch etwas von der Punschtoete bekommen!“ Der Gatte ist einigemale melancholisch durch den Salon gegangen und meint: „Oh! Ihn von der Eremitorte. Die ist fast unberührt geblieben.“ Die Gattin erhartet: „Also so etwas . . . ! Die Punschtoete ist weg und die Eremitorte haben sie nicht gegessen! Käte! Ich frage Sie: Woher rufen sie die Gäste, daß die Eremitorte nur die Hälfte der Punschtoete kostet?“ Käte ereifert sich: „Na, ich hab's ihnen nicht gesagt! Ich verrate doch keine strategischen Geheimnisse.“ Und der Gatte lacht in sich hinein: „Das ist Instinkt, meine liebe Dilly! Der Instinkt der Gäste! Gegen den ist nichts zu machen! Hüßli!“

Käte hat die große, chinesische Vase umgestülpt und schreit plötzlich auf: „Gnädige Frau! Die Teile, die von der Eremitorte fehlen!“ — „Wo?“ schreiet die Dame hinzu. — „Da. In der Vase. Die Gäste haben sie heimlich hineingesteckt.“ — „Warum haben sie nicht die Punschtoete hineingesteckt, zum Donnerwetzer?“ Und der Gatte lächelt immer diabolischer: „Der Instinkt . . . Der Instinkt der Gäste, meine liebe Dilly.“

Dilly meint vernichtet: „Gehen wir schlafen, Eich.“ — „Ja, gehen wir schlafen. Wann haben wir wieder Gäste, Dilly?“ — „Übermorgen.“ — „Hoffentlich nettere Leute als die heutigen?“ — „Ach!“ meint Dilly wegwerfend, „Gäste sind niemals nett!“ — „Warum ladet man sie dann ein?“ — „Weil man bei ihnen auch geladen war.“ — „Und warum haben sie einen eingeladen?“ — „Weil . . . ach, frag doch nicht so dumm, Eich! Das nennt man eben das gesellschaftliche Leben! Und jeder Mensch muß seinen Kreis haben. Sonst würde

man ja auf das Niveau wilder Völkerschaften heruntersinken.“ — „Zum Beispiel auf das der — Indianer . . .“ seigt Eich.

Und Dilly verschwindet in ihrem Schlafzimmer, indem sie die Türe kräftig hinter sich zuschlägt.

## Aus der Mädchenschule

„Wie heißt die leidende Form von ich läßt?“

„Ich küsse nicht!“

## Beim Heiratsvermittler

„Sie reflektieren also bei einer Frau weniger auf Schönheit, als in erster Linie auf Häuslichkeit!“

„Ja — ein paar Häuser soll sie haben!“

## Mißverständnis

Kunde beim Übermader: „Und wie lange geht diese Uhr?“

Übermader: „Bierzehn Tage!“

Kunde: „Danke! Ich brauche eine Uhr, die . . . immer geht!“

## Schwämme

„Na, Lina, haben Sie einen neuen Badeschwamm gekauft?“

„Nein, gnädige Frau! In dem Laden gab es keine richtigen. Alle, die da waren, waren voll Löcher!“

## Beim Lichtbildner

„Sie sind sieben Personen, da machen wir am besten eine Daueraufnahme!“

„Müssen wir uns da alle hinlegen?“



Der Schatten

phot. v. Riedemann



Die Mutter

Blasius Spreng

## Gesund entlassen

Von Paula Oesterreicher

„Meine Berufung an die erste Psychiatrische Abteilung“, erzählte Doktor Henderson, „machte mich sehr stolz. Ich war damals noch ein ganz junger Arzt. Bisher war ich eigentlich nur Beobachter in der wahren Welt der Geisteskranken gewesen. Endlich war es mir erlaubt, eine aktive Rolle in diesem schauerlichen Drama der Menschheit zu spielen.“

Der erste Assistent, Doktor Winkler, machte mit mir die Runde durch die Anstalt, um mich die Patienten zu zeigen. Jetzt besuchten wir die harnloferen Kranken, die in gemeinsamen Sälen und in Zimmern zu dreißig und vierzig untergebracht waren. Dann kamen wir zu den schweren Fällen, die in Einzelzellen oder Ötterbetten in Sicherheit gehalten wurden. Schließlich führte mich Doktor Winkler in den Jahnstod. Auf dieser Abteilung sind die zahlungsunfähigen Kranken untergebracht, die gewisse Privilegien genießen. Sie müssen nicht die Anstaltskleider tragen und haben unter anderen Begünstigungen, auch einen sogenannten Empfangsraum zur Verfügung, wo sie ihre Angehörigen begrüßen und sich auch gefällig zusammenfinden dürfen. Das Zimmer war einfach, aber gediegen eingerichtet.

„Wie Sie sehen“, sagte Doktor Winkler, „sind die Einrichtungsgesamtheiten festgenagelt. Beim Anblick von Fremden regen sich unsere Pensionäre manchmal dreist auf, daß sie alles, was nicht nichts und nahestift ist, ihren Besuchern nachverweisen.“

Nachdem eine ganze Reihe von Fällen vor mir Revue passiert hatte, meinte Doktor Winkler: „Jetzt werden Sie den Großindustrialen, Generaldirektor Brendorf, kennenlernen, dessen Selbstmordversuch vor einigen Jahren solches Aufsehen erregt hat. Er hatte sich auf einen Baum seines Parkes aufgehängt. Gartenarbeiter, die zufällig vorbeikamen, schnitten ihn ab. Es gelang, ihn zum Leben zurückzurufen. Seitdem ist er hier bei uns.“

Generaldirektor Brendorf wurde heringeführt. Er war in Begleitung eines älteren, kleinen Mannes, mit schneeweißen Haar und einem besonders freundlichen Gesicht.

„Das ist Herr Generaldirektor Brendorf mit seinem Begleiter Redel“, stellte Dr. Winkler vor.

„Sekretär“, unterbrach Brendorf kurz.

„Und das ist Ihre neuer Arzt, Doktor Henderson.“

Der Herr Generaldirektor kam mit einem tadelnden Schritt auf mich zu und klopfte mir leicht auf die Schulter.

„Mein junger Freund“, sagte er, „es tut mir leid, Sie jetzt nicht empfangen zu können. Ich bin momentan sehr beschäftigt.“ Dann sprach er zu seinem Sekretär: „Haben Sie die Eingabe an das Finanzministerium schon abgeschickt?“

„Nein, Herr Generaldirektor. Ich erlaube mir Sie daran zu erinnern, daß Sie wünschen, erst die Angelegenheit mit der Handelskammer zu ordnen.“

„Ja, das ist richtig“, antwortete der Generaldirektor zustimmend. „Doch seit dem Lutz sind eine Menge neuer Informationen eingelangt, die die Sache in einen anderen Licht erscheinen lassen. — Sie sehen, mein Lieber“, bei diesen Worten wandte er sich mir zu, „wie beschäftigt ich bin. Bitte, lassen Sie Ihre Anliegen schriftlich, mein Sekretär wird mir darüber referieren.“

Und er verließ grunlos das Zimmer.

„Wie Sie gesehen haben“, sagte Dr. Winkler, „befindet sich Brendorf in glänzender Verfassung. Er nimmt an Gewicht zu, ist und schließlich ausgeglichen. Und das alles verdanken wir diesen unbedeutenden, alten Mann, diesem Redel.“

„Ich muß sagen“, meinte ich, „dieser Redel macht einen höchst sympathischen Eindruck. So ein Wärter ist eine große Stütze für den Arzt.“

„Sie irren“, erwiderte Dr. Winkler. „Redel ist ein Patient. Ein höchst eigenartiger Fall. Er ist schon fünfundsiebzig Jahre bei uns.“

„Er macht einen vollkommen normalen Eindruck“, bemerkte ich.

„Ja, das ist er auch. Seit zwanzig Jahren wird er als vollkommen gesund behandelt. Er gehört zwar nicht zu den zahlenden Patienten, aber er genießt als Einziger das Privilegium, sich im Jahnstod aufzuhalten. Er spielt ausgezeichnet Billard, kann Brände und Klammern, hält Radio und Grammophon intakt und unterstützt die Kranken beim Essen der Kreuzworträtsel. Es ist ihm auch erlaubt, kleine Trinkgelder anzunehmen. Er muß sich in all den Jahren schon ein hübsches Vermögen erspart haben. Er hat eine unpagbare Schuld selbst mit den ungebärglichsten Kranken. Eine unbezahlbare Stütze für unseren schweren Beruf.“

„Ja, aber warum ist er eigentlich hier?“

„Es war ein Fall von Zingidritis. Er hat einen Nerv begangen — und eine ihm ganz fremde, junge Frau überfallen und erwidert. Doch er hat sich sofort nach der Tat freiwillig gestellt und ist seitdem bei uns interniert.“

„Warum aber entläßt man ihn nicht?“

„Es hat niemand ein Interesse daran. Er hat keine Angehörigen. Er ist vollkommen zufrieden hier und wir unternehmen auch nichts in seiner Angelegenheit, da er uns unentbehrlich geworden ist.“

„Aber das ist doch eigentlich ein Unrecht“, sagte ich.

Ich war damals, wie gesagt, noch sehr jung und empfand Mitleid mit diesem armen Teufel, der sein ganzes Leben unter Narren und Jersinnigen verbringen mußte. Ich ließ mich mit Redel in ein Gespräch ein.

„Haben Sie sich nie gewünscht, von hier wegzukommen?“ fragte ich. Redel sah mich mit seinen freundlichen Augen an: „Ich habe mich an das Leben hier gewöhnt. Ich habe alle hier gern und man braucht mich hier.“

„Aber denken Sie nicht doch manchmal mit Sehnsucht an die Freiheit?“

„Gewiß, Herr Doktor. Es klingt vielleicht undankbar gegen meine Wohlthäter, aber ich sehne mich schon manchmal gewaltig nach der Außenwelt. Ich möchte so gern noch einmal hinaus, so lange ich noch nicht ganz alt bin. Jeder Mensch hat irgendeinen geheimen Wunsch und auch ich möchte vor meinem Tod noch etwas erleben. Dann würde ich liebsten Herzens den Rest meines Lebens diesen armen Narren opfern. Ich fühle, daß ich erst ruhig sterben werde, wenn ich mir diesen Wunsch erfüllen kann.“

Das Herz kämpfte sich mit zusammen, als ich den alten, worn Schiefen gebrocheneu Mama nachjah.

Er soll seine Freiheit haben, ehe es zu spät ist, dachte ich.

Von dieser Stunde an hatte ich einen neuen Lebenszweck. Ich informierte mich, welche Wege einzuschlagen wären, um meinem Schlingling zu seinem Glück zu verhelfen. Schließlich wandte ich mich an einen befreundeten Rechtsanwalt. Wir schrieben in seine Heimatgemeinde, die nötigen Dokumente wurden beschafft und bald konnte ich triumphieren. Neidel hatte sein Freiheitsstüpf.

Sein Abschied wurde gefeiert. Die wohlhabenden Patienten sammelten für eine goldene Zigarettenbox, diejenigen, die sich für Kaiser und Minister hielten, überschrieben ihn mit Diden. Die Wärter gaben ihm eine silberne Uhr und die unbemittelten Kranken winten ihm bittere Tränen nach. Der diensthabende Arzt hielt einen kleinen Abschiedsrede: „Wir werden Sie nie vergessen und unsere wärmsten Wünsche begleiten Sie. Wann immer Ihnen das Leben draussen nicht mehr gefallen sollte, kommen Sie zu uns zurück. Wie werden Sie immer mit offenen Armen empfangen.“

Seine Freunde hüpfen und sprangen hinter ihm drein, bis sich das Gittertor vor ihm aufhat und Neidel in die Freiheit trat. Seinen kleinen Koffer hatte er auf den Bahnhoff vorausgeschickt. Er zog es vor, zu Fuß zu gehen.

Wie erkannt waren wie alle, als er nach zwei Stunden Abwesenheit schon wieder zurück kam.

„Ich bin wieder da, Herr Doktor“, sagte er schläft. „Jetzt bleib ich für immer hier.“

Aber Neidel, in dieser kurzen Zeit können Sie nicht viel von dem Leben da draussen gewissen haben.“

„Oh, danke, Herr Doktor, es hat mir vollkommen genügt. Es war kurz, aber schön. Jetzt kann ich mich in Ruhe wieder meinen Kranken widmen.“

Ungefähr eine halbe Meile weit von der Anstalt fand man die Leiche einer jungen Frau, die am Halse Würgspuren aufwies. In der Nähe des Latoves wurde ein kleiner, weißhaariger Mann beobachtet, der mit tänzelnden Schreit und mit einem wirren Lächeln auf seinen Lippen, in der Richtung der Irrenanstalt verschwand.“

## A N E K D O T E N

Als Laube Direktor am Wiener Burgtheater war, befand sich unter den Schauspielern auch einer, der — nicht übertragend an Können — sich selbst zurückgesetzt fühlte. Als einmal wieder ein Stück besetzt werden sollte, wandte er sich an Laube mit den Worten: „Herr Direktor, wen werde ich denn in dem neuen Stück spielen?“ — Worauf Laube trocken entgegnete: „Den Gekränkten!“

Als Brahms sich einmal auf einer Konsereteise befand, wollte eine junge Dame den großen Meister durchaus etwas versingen. Ihrem wiederholten Bemühen gelang es auch endlich, bei ihm vorzutommen und sie sang ihm „Das Gebet einer Jungfrau“ mit mehr Begeisterung als Talent vor. Als sie geredet hatte, wandte sie sich voll stolzer Erwartung an Brahms: „Meister, raten sie mir, kann ich noch etwas für meine Stimme tun?“ — „Heiraten!“ erwiderte Brahms.

Napoleon, im Umgang mit dem zarten Geschlecht wenig gewandt, war gelegentlich von einer verlockenden Offenheit. Einmal sagte er einer Dame der Gesellschaft, die zu einem Dinner eingeladen worden war: „Madame, Sie haben rote Haare!“ — Darauf sagte diese nur die Abscheu und erwiderte schlagfertig: „Ich habe es bis jetzt nicht gewußt —, kein Herr aus meinen Gesellschaftskreisen hat es mir bis jetzt gesagt!“

Marquis v. Montcaud, ein gefürchteter Wighold seiner Zeit, hatte sich einmal den Anstamm von Ferette, der ob seiner Eitelkeit bekannt war, zur Hellscheibe seines Spottes auswählte. Der Beamte war von Natur aus mit außerordentlich dünnen Beinen bedacht worden, dabei

trug er sich nach der Mode der alten Zeit und erschien stets in Anstößen, Dreißig und einem Galanteriedegen. — „Sagen Sie mir doch, mein lieber Anstamm“, fragte Montcaud eines Tages, „haben Sie eigentlich drei Beine oder drei Degen?“

Zur Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges hatte ein junger Soldat sein Regiment eigenmächtig verlassen, um seine Braut zu besuchen, von der er in Erfahrung gebracht hatte, daß sie es in letzter Zeit mit einem anderen Burichen hielte. Er kam eben noch zurecht, um sich ihre Gunst zurückzueroben und kurz entschlossen feierte er gleich Hochzeit. Als er sodann wieder zu seinem Regiment zurückkehrte, hatte man für seine Liebeskapade wenig Verständnis und verurteilte ihn zum Tode. Als der damalige Präsident Lincoln, der Todesurteil nur in den seltensten Fällen unterzeichnete, auch dieses zur Unterschreit vorgelegt bekam, ließ er wieder einmal Gnade walten und meinte: „Hoffentlich breuet der Delinquent nicht nach einem Jahr, daß ich ihn heute nicht habe füßliren lassen!“

### Prater

Adalbert sitzt im Dritten Kaffeehaus.

An einem wunderschönen Frühjahrsnachmittag.

Eine reizende junge Frau, die mit ihrem kleinen Jungen bei der Pause sitzt, erweckt sein Wohlgefallen und bald ist die Bekanntschaft gemacht.

Adalbert macht sich beliebt bei

dem Jungen, beliebt bei der entzückenden Mama und ist bald Hahn im Korbe.

Adalbert schwärmt, die Dame ist ganz Ohr und der Junge, der sich die längste Zeit zwischen den Füßen herumgerieben hat, kommt endlich nachdenklich zum Tisch zurück, schaut Adalbert neugierig an und sagt interessiert:

„Du, Mann, wird der Herr unser neuer Onkel?“ H. K. B.



Portrait

P. P. Erkens

Älteste und  
führende Zeitschrift  
auf dem Gebiet der  
neuezeitlichen und  
künstlerischen  
Raumausstattung



47. JAHRGANG / HERAUSGEBER: HOFRAT DR. ALEXANDER KOCH

Die  
**INNEN-DEKORATION**

bringt in ihren monatlich erscheinenden Heften reichhaltiges Anschauungsmaterial und viele Anregungen für die geschmackvolle Gestaltung und Einrichtung des behaglichen Heims. Die Bestrebungen der führenden Architekten auf dem Gebiet der Wohnkultur finden hier ihren sichtbaren Niederschlag.

Bezugspreis: vierteljährlich RM. 6,60 / Einzelheft RM. 2,80 postfrei.

**VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH G.M.B.H.**  
**STUTT GART O 73**

Soeben erschien:

**Michel Vomland**  
**Der Hupfinger Wasfl**  
geht zum  
**Bauerntheater**  
Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, leicht erzählt und flott geschrieben, die jeder, der auf Reisen oder in der Sommerfröhe mit der bayerischen Landschaft in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.



Es ist die Geschichte eines itzigherzigen Dorfes, das durch Einbruch in den Wahrscheit eine schnell aufblühende Sommerfröhe wird mit Bauerntheater und lustigen Dramen und Dramen einer Fremdenaktion. Die Bauernstücken sind sehr geschäftlich wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Verbindung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!  
Zu beziehen durch den Buchhandel und den  
**G. Hirth Verlag, München, Herrnsr. 10**

**Narrenstreiche**

Am Hofe des Königs Alfons von Aragonien lebte ein Witzbold, der alle Narrenstreiche, die ihm bekannt wurden, getreulich in einem Buche vermerkte. Als der König davon merkte, ließ er den Witzbold mit dem Buche zu sich kommen, das er aufmerksam durchlas. Sehr erstaunt aber war er, als er auch seinen eigenen Namen in dem Buche vermerkt fand.

„Was soll denn das bedeuten?“ wollte er wissen.

Der Witzbold erwiderte: „Majestät haben doch neulich einen Hof-

händler fünftausend Taler gegeben, daß er in Ungarn Pferde einkaufe!“

„Das allerdings!“

„Nun, Majestät, es war doch eine Narretei, einem fremden Koschändler soviel Geld anzuvertrauen!“

„Ja, aber der Händler kommt doch sicherlich mit den gekauften Pferden wieder zurück!“

„Wenn das der Fall ist, werde ich den Namen Eurer Majestät aufstreichen und den Namen des Koschändlers an diese Stelle schreiben!“  
h. m.

Soeben erschienen:

**Otto Hofmann**

**Was ich erlebt — was ich erdacht**

Gedichte eines Vielgewanderten.  
112 Seiten in Ganzleinen M. 1.80.

Aus einem reichen Erleben heraus sind diese Reime entstanden, die in ihrer ungekünstelten Form jeden ansprechen, der das Leben ebenso liebt wie der Verfasser. Ein Buch und ein Geschenkband besonders für die Frau.

Zu haben in den Buchhandlungen oder beim Verlag

**G. Hirth AG., München, Herrnsstraße 10**





## Sonne, Wolken und Segelboote

Das sind drei Dinge, die in harmonischem Zusammenspiel zu fotografischen Bildern mit größter Wirksamkeit führen.

Sie sind bestimmend für den Tonwertgehalt des Bildes, auf den ja überhaupt die gesamte Sprache des Lichtbildes zurückgeht. Wir haben ein leuchtendes Weiß, das in ruhigen und rhythmischen Flächen der Segel kockoben ist, und wir finden zarte Mitteltöne, die im Himmel und Wasser zu suchen sind und dem Bilde seinen stimmungsmäßigen Gehalt vermitteln.

Da sich so also dankbare Motive ergeben, die zudem in jedem Landschaftsbereich anzutreffen sind, liegt die Notwendigkeit nahe, daß wir bei diesem Thema ein wenig verweilen.

Wir können dem Segelboot in ganz verschiedenen Stellungen begegnen. Wir finden es ruhig „vor Anker“ liegen, treffen es in voller Fahrt, entdecken auch den Menschen in voller Beschäftigung. Schließlich bleibt in engem Zusammenhange damit die Darstellung des Wassers für sich mit seinen Spiegelungen und Reflexen, die bei mäßiger Wasserbewegung zu lustigen Motiven verfallen. Im großen und ganzen aber wird uns besonders das schöne weiße Segel fotografisch fesseln, weil in ihm eine volle Leuchtkraft zur Geltung gelangt.

Um die Wiedergabe dieses reinen Weiß dreht sich im Grunde alles. Wir werden von gestalterischen Gesichtspunkten aus dafür Sorge tragen müssen, daß es vor einem ruhigen Hintergrund Raum findet. Wenn die Umgebung stört, ist der Kamera ein tiefer Aufnahmestandpunkt zu geben, damit der Horizont nach unten zu liegen kommt und der Himmel Hintergrund wird. Die Beleuchtung muß so gewählt werden, daß die Segel plastisch heraustreten, losgelöst von ihrer Umwelt. Das gelingt am besten im Gegenlicht. Indem die Sonne von hinten gegen die Segel scheint, werden sie eigenartig durchschimmert und bekommen damit höchste Leuchtkraft. Zugleich werden zarte Wölbungen als Folge des Windes und kleine Unterschiede in der gegenseitigen Stellung bei mehreren Segeln durch feinste Tonunterschiede angedeutet.

Daraus sehen wir ohne weiteres, daß gerade der Tonwertwiedergabe größte Aufmerksamkeit zu schenken ist. Schon vom Motiv her sind die Farben so gut wie zurückzutreten, so daß eine motivliche Beurteilung leicht ist. Die technische Anpassung besteht in einer reichlichen Belichtung und zarten Entwicklung. Dann drängen wir die Tonwerte in gewisser Weise auf einen relativ kleinen Umfang zusammen, erhalten sie aber dafür in ein Bereich, der bis in seine Extreme kopierbar oder vergrößerungsfähig ist.

Fotografieren wir den Menschen im Zusammenhang mit Segelbooten, so wird er ohne weiteres motivlich dominieren. Wir haben damit auch die Aufgabe, alles andere, was nicht unbedingt wichtig wird, zurückzustellen, ohne allerdings auf das leuchtende Segel zu verzichten, weil ja gerade damit die besondere Stimmung des Bildes zum Ausdruck gelangt. Wir werden also für einen ruhigen Hintergrund ebenso Sorge tragen müssen wie für eine belebende Lichtführung. Beides läßt sich durch entsprechende Wahl des Aufnahmezeitpunktes bewältigen.

Ein Filter hat Bedeutung. Denn es kommt ja gerade auf eine gewisse Blaudämpfung an, damit der Himmel getönt zur Abbildung gelangt. Sonst würde er die Segel überstimmen und damit das eigentliche Motiv zurückstellen. Für alle Fälle genügt das helle Filter. Denn eine zu starke Blaudämpfung ruft schwere Stimmungen hervor, die in den meisten Fällen unnatürlich sein werden.

An den Sonnabenden und Sonntagen dieser Wochen werden wir überall auf Flüssen und Seen reges Treiben finden. Man braucht ja gar nicht Segelbootbesitzer zu sein, um solche Aufnahmen herzustellen. Gerade durch stilles Beobachten und volle Hingabe an Motiv und Kamera können wir uns in besonderem Maße auf das Fotografieren konzentrieren, um damit blindes Knipsen zu vermeiden. Wichtig ist es, möglichst dicht an die Motive heranzugelangen, um zu großzügigen Wirkungen zu kommen. Ist dazu vom Ufer aus keine Gelegenheit, so mietet man sich ein Ruderboot, um hierin ein bewußt lenkbares „Atelier“ zu errichten. Das lohnt sich bestimmt. Hat man aber Gelegenheit, selbst auf ein Segelboot zu kommen, dann kann selbstverständlich vielseitiges Arbeiten erfolgen, das in jeder Weise auszunutzen wäre.

Durch die schlichten Formen, die exakten Linien und die leuchtenden Flächen wird das Segelboot zu einem starken Anziehungspunkt für die Kamera. Und das — wie auch unser Bild zeigt — aus gutem Grunde. g-t.

Lieber 2 Minuten später  
zu Bett, als einen Abend  
ohne Chlorodont!

## DIE KUNSTZEITSCHRIFT

### „Der Sportfischer“



mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von jedem waidgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG  
DR. HANNS SCHINDLER,  
Fischerel-Buch- u. Kunsthandlung  
München, NW 2, Karlsstraße Nr. 44  
Tel. 59 61 60**

## Die Führer des neuen Deutschland

Die nebenstehenden zwei-  
farbigen Titelblätter der  
„Jugend“ von Professor Karl  
Bauer sind soeben als Einzel-  
blätter auf Kunstdruckpapier  
erschienen.

Preis pro Blatt 65 Pfg., mit Porto 95 Pfg.,



Reichsminister Dr. Goebbels

K. Bauer



Reichskanzler Adolf Hitler

K. Bauer



Ministerpräsident Göring

K. Bauer



Reichspräsident v. Hindenburg

K. Bauer



Reichsstatthalter General Ritter v. Epp

K. Bauer



Albert Leo Schlageter

K. Bauer

In gleicher Ausführung liegen ferner vor  
die Bildnisse von  
Reichsarbeitsminister Seldte  
Baldur von Schirach  
und Horst Wessel

Erschienen bei

**G. Hirth Verlag AG.**

München, Herrstraße 10



Reichsminister Darré

K. Bauer